

Ungeduld des Herzens [Fortsetzung]

Autor(en): **Zweig, Stefan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **15 (1939)**

Heft 2

PDF erstellt am: **28.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-753268>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

UNGEDULD

DES

HERZENS

Roman von Stefan Zweig

14. Fortsetzung

Copyright by Verlag Albert de Lange, Amsterdam und Verlag Bermann-Fischer, Stockholm

Da kann man einmal gratulieren, bravo, bravo... sieben Millionen, das ist ein Riß, das hast gut gemacht... Sieben Millionen, da fällt was ab für die ganze Familie», reden sie alle durcheinander und grinsen. «Brav, brav», schmatzt die Tant' Bella, «da kann der Franzl auch noch studieren. Eine gute Partie!» Aber warum wenden sie sich jetzt alle um, als ob im Nebenzimmer was los wär?... Selber spür ich's jetzt an der Zugluft im Rücken... hinter uns muß jemand die Tür aufgemacht haben. Kommt am Ende noch jemand?... Ja, ich hör was kommen... von der Treppe her stöhnt und quetscht und quetscht was... da zieht und zerrt und schnauft sich was hoch... tok-tok, tok-tok... um Gottes willen, die kommt doch nicht wirklich herauf!... die wird mich doch nicht so blamieren, mit ihren Krücken... ich müßt mich ja in die Erd verkriechen vor dem hämischen Pack... am besten, ich sperr noch die Tür ab... Aber da nimmt mein Bruder schon den Zylinder und verbeugt sich nach rückwärts hin zum tok-tok... vor wem verbeugt er sich denn, und warum so tief... und plötzlich fangen sie alle an zu lachen, daß die Scheiben klirren. «Ach so, ach so, ach soo, ach soo! Haha... haha... sooo sehen die sieben Millionen aus, die sieben Millionen... Ahaa, ahaa... und die Krücken als Mitgift dazu, ahaa, ahaa...»

Ah! — ich schrecke auf! Wo bin ich? Ich starre wild um mich. Mein Gott, ich muß geschlafen haben, ich muß eingeschlafen sein in dieser elenden Chaluppe. Scheu blicke ich mich um. Haben sie was bemerkt? Die Wirtin putzt gleichmütig an den Gläsern, der Ulan zeigt mir beharrlich den breiten stämmigen Rücken. Vielleicht haben sie's gar nicht bemerkt. Ich kann ja nur eine Minute, höchstens zwei Minuten lang eingeknickt sein, der abgedrehte Zigarettenstummel glimmt noch in der Aschenschale. Eine Minute, zwei Minuten höchstens kann die wüste Träumerei gedauert haben. Aber dieser Traum hat mir alles Wärme und Dampfe aus dem Leibe gelaugt; plötzlich weiß ich eisig kalt, was geschehen ist. Weg, nur weg jetzt vor allem aus dieser Spelunke! Ich klirre das Geld auf den Tisch, gehe zur Tür, und sofort steht der Ulan Habtacht. Ich spüre gerade noch, mit welchem merkwürdigen Blick die Arbeiter von ihren Karten aufschauen, und weiß: sofort, wenn ich die Tür zuziehe, werden sie zu schwätzen anfangen über den Sonderling im Offiziersrock, alle Menschen werden von heut an so hinter meinem Rücken lachen. Alle, alle, alle, und keiner wird Mitleid haben mit dem Narren seines Mitleids.

Wohin jetzt? Nur nicht nach Hause! Und wunderbar — das Kaffee am Rathausplatz ist noch offen. Hinter den verhangenen Scheiben glänzt Licht durch die Ritzen.

Ich trete ein und sehe gleich von der Tür aus, am Stammtisch hocken sie noch alle beisammen, der Ferencz, der Jozsi, der Graf Steinhübel, der Regimentsarzt, die ganze Bande. Aber warum starrt der Jozsi so verblüfft auf, warum versetzt er dem Nachbar ein heimliches Puff, und warum glotzen alle derart penetrant auf mich? Warum stockt mit einemmal das Gespräch? Eben haben sie doch noch heftig diskutiert und derart durcheinandergeschrien, daß ich den Krawall gehört habe bis an die Tür; jetzt, kaum daß sie mich bemerkt haben, hocken sie alle stumm und irgendwie verlegen. Da muß etwas los sein.

Nun, umkehren kann ich mich nicht mehr, da sie mich schon gesehen haben. So schlenдре ich möglichst unbefangen heran. Wohl ist mir nicht dabei, ich habe

nicht die mindeste Lust auf Lustigkeit oder Schwärzerei. Und dann — ich spür irgend eine Spannung in der Luft. Sonst winkt doch einer mit der Hand oder schmeißt einem sein «Servus» wie einen blechnern Ball durch das halbe Lokal entgegen; heut sitzen sie alle stur wie ertappte Schuljungen. In meiner blödsinnigen Befangenheit sage ich, während ich einen Sessel heranricke:

«Ihr erlaubt's doch?»

Der Jozsi sieht mich merkwürdig an. «No, was sagt's ihr?» nickt er zu den andern hinüber, «ob wir erlauben? Habt's schon einmal solche Zeremonien erlebt? Ja, ja, der Hofmiller hat's halt heut schon einmal mit die Zeremonien!»

Das muß irgend ein Witz gewesen sein von dem boshaften Kerl, denn die andern schmunzeln oder verstecken ein dreckiges Lachen. Ja, irgend etwas ist los. Endlich lehnt sich der Jozsi zurück, kneift das linke Lid halb zu wie einem Scharfschuß, dann fragt er:

«Nun — darf man schon gratulieren?»

«Gratulieren — wozu?» Ich bin so verblüfft, daß ich wirklich im ersten Augenblick nicht weiß, was er meint.

«No, der Apotheker — grad ist er weg'gangen — der hat was derzählt, der Diener hätt ihm von draußen telephoniert, du hästst dich mit dem... mit dem... na — sagen wir: mit der jungen Dame da draußen verlobt.»

Alle sehen mich jetzt an. Zwei, vier, sechs, acht, zehn, zwölf Augen starren auf meinen Mund; ich weiß, wenn ich's zugebe, bricht im nächsten Moment das große Hallo los, Witze, Hohn, Spott und ironisches Gratulieren. Nein, ich kann's nicht zugeben. Unmöglich, vor diesen Uebermütigen, vor diesen Spöttern!

«Unsin», knurre ich, um mir herauszuhelfen. Aber diese ausweichende Abwehr ist ihnen nicht genug; der gute Ferencz, ehrlich neugierig, schlägt mir auf die Schulter.

«Sag, Toni, ich hab doch recht — es is net wahr?» Er hat es gut gemeint, der brave, treue Bursch, aber er hätte mir das «Nein» nicht so leicht machen sollen. Ein grenzenloser Ekel ergreift mich vor dieser burschikosen, spottlustigen Neugier. Ich spüre, wie absurd es wäre, hier am Kaffeehaustisch erklären zu wollen, was ich mir im innersten Herzen selbst nicht klarmachen kann. Ohne recht zu bedenken, wehre ich ärgerlich ab:

«Keine Spur.»

Einen Augenblick herrscht Schweigen. Sie blicken einander überrascht und ich glaube, ein bißchen enttäuscht an. Offenbar habe ich ihnen einen Spaß verdorben. Aber ganz stolz stemmt Ferencz die Ellbogen auf den Tisch und brüllt triumphierend:

«Na! Hab ich's nicht gleich g'sagt? Ich kenn den Hofmiller wie meine Hosentaschen! Gleich hab ich's g'sagt, eine Lüg ist's, eine dreckige Lüg von dem Apotheker. Na, dem werd ich morgen was pfeifen, dem blöden Salbenreiber, der soll andere anschmieren als unserins! Den stell ich mir gleich, und ein paar saftige Ohrfeigen kann er dazu kriegen. Was erlaubt sich der? Aber seht's — ich hab's gleich g'sagt — so was tut der Hofmiller nicht! Der verkauft seine graden Beiner nicht und für keinen Schippel Geld!»

Er wendet sich mir zu und patscht mir gut und treu mit seiner schweren Hand auf die Schulter.

«Wirklich, Toni, ich bin saufroh, daß das net wahr is'. Wär ja eine Schand fürs ganze Regiment.»

«Und was für eine», setzt jetzt Graf Steinhübel ein. «Grad die Tochter von dem alten Wucherer, der seiner-

zeit dem Uli Neundorff den Kragen gebrochen hat mit seine Wechsel'schichten. Skandal genug, daß solche Leut sich ansacken dürfen und Schlösser kaufen und den Adel dazu. Das möcht ihnen noch passen, sich fürs gnädige Fräulein Tochter einen von uns aufzuzwickeln! So ein Schubiak! Der weiß, warum er mir ausbiegt, wenn er mich auf der Straße trifft.»

Mit dem wachsenden Tumult erregt Ferencz sich immer mehr. «Dieser Lumpenhund von einem Apotheker — meiner Seel, ich hätt Lust, ihn mit der Nachtglocken aus seiner Buden zu läuten und ihm ein paar Ausgiebige um die Ohren zu knallen. So eine Unverschämtheit! Nur weil du ein paar Mal hinausgegangen bist, dir so eine dreckige Lüg anzuhängen!»

Jetzt mengt sich noch Baron Schönthaler ein, der magere aristokratische Windhund.

«Weißt, Hofmiller, ich hab dir ja nix dreinreden wollen — chacun à son goût! Aber wenn'd mich ehrlich fragst, mir hat's von Anfang an net g'fallen, wie ich g'hört hab, daß'd allerweil bei die draußen steckst. Unsereins muß sich überlegen, wem man die Ehr antut, daß man bei ihm verkehrt. Na, sein mir froh, daß dich net dicker eing'lassen hast.»

Aufgeregt schwätzen sie alle durcheinander, sie ziehen los auf den alten Mann, sie kramen die wüstesten Geschichten aus, sie spotten über das «Krüppelg'spiel», seine Tochter; immer wieder wendet sich dazwischen einer herüber, um mich zu rühmen, daß ich mich mit der «Bagage» nicht wirklich eingelassen habe. Und ich — ich sitze starr und stumm; ihr widriges Lob martert mich, ich möchte sie am liebsten anbrüllen: «Halte's euer niederträchtiges Maul!» oder aufschreien: «Ich bin der Schuft! Nicht ich, sondern der Apotheker hat die Wahrheit gesagt! Nicht er hat gelogen, sondern ich. Ich, ich bin der feige, erbärmliche Lügner!» Aber ich weiß, es ist zu spät — zu spät für alles! Ich weiß nicht, wohin mit den Blicken, ich weiß nicht, wohin mit den Händen, die mich durch ihr Zittern verraten könnten. Vorsichtig nehme ich sie an mich und drücke die Finger schmerzhaft ineinander, um durch dieses krampfge Zusammenpressen die innere Spannung noch ein paar Minuten lang zu bemeistern.

Doch im Augenblick, wo meine Finger sich ineinander verkrampfen, spüre ich etwas Hartes, etwas Fremdes zwischen ihnen. Unwillkürlich taste ich hin. Es ist der Ring, den Edith mir vor einer Stunde errötend an den Finger geschoben! Der Verlobungsring, den ich zustimmend empfangen! Ich habe nicht mehr genug Kraft, um mir den blitzenden Beweis meiner Lüge vom Finger zu reißen. So drehe ich nur mit der feigen Geste eines Diebs den Stein rasch nach innen, ehe ich den Kameraden die Hand zum Abschied reiche.

Nie hatte ich heller und gleichsam schattenloser gedacht als in jenem Augenblick: ich wußte, was ich getan hatte, und wußte, was zu tun meine Pflicht war. Ich hatte mich zehn Uhr abends verlobt und drei Stunden später diese Verlobung feig abgeleugnet. Vor sieben Zeugen, vor einem Rittmeister, zwei Oberleutnants, einem Regimentsarzt, zwei Leutnants und Fähnrichs meines Regiments hatte ich, den Verlobungsring am Finger, mich noch rühmen lassen für meine schuftige Lüge. Ich hatte ein leidenschaftlich mich liebendes Mädchen, ein leidendes, machtloses, ahnungsloses Wesen hintertricks kompromittiert, ich hatte ohne Einspruch ihren Vater beschimpft und einen fremden Menschen, der die Wahrheit gesagt, meineidig einen Schwindler nennen lassen. Morgen schon mußte das



Slittovia Airolo—Culiscio

Photo Borelli

Auch Airolo hat seit dem 25. Dezember 1938, an welchem Tage er dem Betrieb übergeben wurde, seinen Schlittenlift. Er führt vom Tessiner in sechs Minuten Fahrzeit hinauf nach dem 350 Meter höher gelegenen Culiscio, von wo es prächtige Abfahrten ins Tal gibt.
A Airolo, on vient également d'inaugurer un nouveau ski-lift. En six minutes de course, il amène le skieur à 350 mètres plus haut que les rives du Tessin.

Regiment meine Schande kennen, dann war alles zu Ende. Diese drei Minuten Feigheit hatten mein Leben vernichtet: es gab für mich keine andere Wahl als den Revolver.

Bereits an jenem Tisch war ich mir genau bewußt gewesen, daß ich nur auf diese Weise meine Ehre retten konnte; was ich jetzt überlegte — allein durch die Straßen wandernd — war nur mehr die äußere Form der Ausführung. Sauber alles erledigen, nichts vergessen, nichts übersehen! Zuerst einen Brief an die Eltern: mich entschuldigen, daß ich ihnen diesen Schmerz bereiten mußte. Dann Ferencz schriftlich bitten, er möge den Apotheker nicht stellen, die Angelegenheit sei durch meinen Tod abgetan. Einen dritten Brief an den Obersten: ihn ersuchen, alles Aufsehen möglichst zu unterdrücken, Begräbnis lieber in Wien, keine Delegation, keine Kränze. Allenfalls ein paar Worte noch an Kekesfalva, kurz und knapp, er solle Edith meiner herzlichsten Neigung versichern, und sie möge nicht schlecht von mir denken. Dann zu Hause tadellose Ordnung machen, die kleinen Schulden auf einem Zettel zusammenstellen, Auftrag erteilen, mein Pferd zu verkaufen, um allfällige Rückstände zu decken. Zu vererben habe ich nichts. Die Uhr und das biftchen Wäsche sollen meinem Burschen gehören — ach ja, und den Ring und die goldene Zigarettendose möge man Herrn von Kekesfalva retournieren.

Was noch? Richtig: die beiden Briefe von Edith verbrennen, überhaupt alle Briefe und Photographien! Nichts von sich zurücklassen, keine Erinnerung, keine Spur. Dann das Letzte, das Leichteste: sich ins Bett legen, zwei, drei Decken dicht über den Kopf ziehen und darüber noch das schwere Federbett, damit man nebenan oder auf der Straße nichts von der Detonation des Schusses vernimmt —

Nie in meinem Leben habe ich — ich muß es wiederholen — irgendwas klarer, präziser, exakter disponiert als damals meinen Tod. Uebersichtlich wie in einer Registratur war alles zurechtgelegt, Minute für Minute eingeteilt, als ich nach einer Stunde scheinbar ziellosen Herumirrens vor der Kaserne anlangte. Mein Schritt war die ganze Zeit über vollkommen ruhig, mein Puls ebenmäßig gegangen, und wie sicher meine Hand geblieben, merkte ich mit einem gewissen Stolz, als ich nun den Schlüssel ins Schloß der kleinen Seitentür steckte, die wir Offiziere nach Mitternacht immer

benützten. Nicht um einen Zoll verfehlt ich selbst im Dunkel die schmale Oeffnung. Jetzt noch den Hof überqueren und die drei Treppen hinauf! Dann bin ich mit mir allein und kann anfangen und enden zugleich. Doch da ich mich vom mond hellen Geviert des Hofes dem Torschatten der Treppe näherte, regt sich dort eine Gestalt. Verdamm, denke ich mir: irgend ein heimkehrender Kamerad, der, knapp vor mir gekommen, mich noch begrüßen und am Ende lang herumschwätzen will! Im nächsten Augenblick aber erkenne ich, peinlichst berührt, an den breiten Schultern den Oberst Bubencic, der mich erst vor wenigen Tagen angepöfien hat. Mit Absicht scheint er im Torbogen stehengeblieben zu sein; ich weiß, dieser Komißknopf sieht's nicht gern, wenn unsere Leute spät nach Hause kommen. Aber zum Teufel, was geht das alles mich noch an! Morgen stehe ich vor jemand ganz anderem beim Rapport. So will ich hier mit einer verbissenen Entschlossenheit, als ob ich ihn nicht bemerkte, weiter, doch schon tritt er aus dem Schatten heraus. Scharf stößt seine knarrende Stimme auf mich zu:

«Leutnant Hofmiller!»

Ich trete heran und stehe stramm. Er mustert mich scharf.

«Neuste Mode der jungen Herren, den Mantel halboffen zu tragen. Glaub's, ihr könnt's nach Mitternacht herumlaufen wie eine Sau, die ihre Zitzen hängen läßt? Nächstens werdet's ihr noch daherschlampen mit offenen Hosent. Das verbit ich mir! Auch nach Mitternacht haben meine Offiziere anständig adjustiert zu sein. Verstanden?» — Ich klappe gehorsamst die Haken zusammen. «Zu Befehl, Herr Oberst.»

Mit einem verächtlichen Blick dreht er sich weg und stapft ohne Gruß der Treppe zu, breit wuchtet sein feister Rücken im Mond. Aber da fällt mich Zorn, daß das letzte Wort, das ich im Leben hörte, eine Beschimpfung gewesen sein soll; zu meiner eigenen Ueberaschung geschieht etwas, völlig unbewußt, gleichsam nur aus meinem Körper heraus — ich mache ein paar hastige Schritte und eile ihm nach. Ich weiß, daß was ich tat, eigentlich völlig widersinnig war; wozu eine Stunde vor der allerletzten irgend einem Hartschädel noch etwas erklären oder berichtigen wollen?

Der Oberst mußte meine Schritte gehört haben. Denn brüsk wandte er sich um, verdutzt starrten die kleinen stehenden Augen unter den buschigen Brauen

mich an. Offenbar konnte er die ungeheuerliche Ungehörigkeit gar nicht fassen, daß ein Subalternoffizier ihm ohne Erlaubnis nachzugehen wagte. Ich blieb zwei Schritte vor ihm stehen, fuhr mit der Hand an die Kappe und sagte, dem gefährlichen Blick ruhig standhaltend: «Bitte gehorsamst, dürfte ich den Herrn Obersten einige Minuten sprechen?»

Die buschigen Brauen spannen sich zum erstaunten Bogen. «Wos? Jetzt? Um halber zwei in der Nacht?» Unwirsch sieht er mich an. Im nächsten Moment wird er mich grob anfahren oder verknallen zum Rapport. Aber etwas muß gewesen sein in meinem Gesicht, das ihn beunruhigte. Eine Minute, zwei Minuten mustern mich die harten stehenden Augen. Dann knurrt er:

«Schöne Sachen wer'n das sein! Aber wie du willst. Na — komm herauf zu mir und mach schnell!»

Dieser Oberst Svetozar Bubencic, hinter dem ich jetzt wie ein hingeschlagener Schatten durch die matt von Petroleumlampen erhellten, dumpf leeren und doch vom Dunst vieler Menschen gesättigten Gänge und Treppen schritt, war ein hundertgrädiger Troupiere und der gefürchtetste unter unseren Vorgesetzten. Kurzbeinig, kurzhalbig, kurzstirnig, verbarg er unter den struppigen Brauen ein paar tiefsetzende glimmrige Augen, die selten jemand heiter gesehen. Seiner krassen Unbildung, seiner rüden Sprech- und Schimpfweise und seiner wenig repräsentablen Art wegen schob ihn seit Jahren das Ministerium von einer Provinzgarnison in die andere, und daß er vor den roten Generalampas noch den blauen Bogen kriegen würde, galt in diesen oberen Regionen soviel wie ausgemacht. Doch unansehnlich und ordinär, wie er war, in der Kaserne und auf dem Exerzierplatz kam ihm keiner gleich. Er kannte den kleinsten Paragraphen des Reglements wie ein schottischer Puritaner die Bibel, und sie bedeuteten für ihn keineswegs elastische Gesetze, die eine feinere Hand zu harmonischem Gefüge verknüpft, sondern fast religiöse Gebote, deren Sinn oder Widersinn ein Soldat nicht zu erörtern hatte. Daß alles bei seinem Regiment besser als bei jedem andern klappen sollte, war in nuce der Sinn seines Lebens.

Ein Mann bornierten Blickfelds ist an und für sich schon überall schwer erträglich, wo ihm Macht gegeben ist, am fürchterlichsten aber beim Militär.

Wie den leibhaftigen Satan fürchtete ihn die Mannschaft, der er für jede Nichtigkeit Spangen und Arrest aufraffelte und manchmal im Zorn sogar seine derbe Faust ins Gesicht drohte.

Aber merkwürdig: selbst wir Offiziere konnten uns einer gewissen Bindung an ihn nicht entziehen. Uns imponierte die dumpfe Ehrlichkeit in seiner Unerbittlichkeit und vor allem seine unbedingte kameradschaftliche Solidarität. Wenn es hieß, ein Avancement durchzusetzen oder einen, der in die Patsche geraten war, einen Vorschub aus dem Albrechtsfonds herauszufechten, dann hielt er stramm, fuhr stracks ins Ministerium und stemmte mit seinem dicken Schädel die Sache durch.

So war dieser Oberst Svetozar Bubencic, der Oberstinder unseres Regiments, hinter dem ich jetzt die Treppe emporstieg; und genau so männlich und borniert, dummehrlich und ehrenhaft, wie er uns zeit lebens zusetzte, hat er sich selber zur Rechenschaft gezogen. Als im serbischen Feldzug nach dem Debakel Potioreks gerade noch neunundvierzig Ulanen von unserem blitzblank ausgerückten Regiment heil über die Save zurückkamen, blieb er als letzter auf dem feindlichen Ufer und tat dann angesichts des panikartigen Rückzugs, den er als schmachlich für die Ehre der Arme empfand, was von allen Führern und hohen Offizieren des Weltkrieges nur die wenigsten nach Niederlagen getan: er nahm seinen schweren Dienstrevolver und schoß sich eine Kugel vor den Kopf, um nicht Zeuge sein zu müssen von Oesterreichs Untergang, den er im furchtbaren Bilde jenes zurückflüchtenden Regiments mit seinen dumpfen Sinnen prophetisch vorausgefühlt.

Der Oberst schloß auf. Wir traten in sein Zimmer, das in seiner spartanischen Nüchternheit eher einer Studentenbude glich.

Bubencic strich sich heftig den Schnurrbart, einmal, zweimal, dreimal. Wir kannten alle diese stoßhafte Bewegung; sie galt bei ihm als das sichtbarste Zeichen gefährlicher Ungeduld. Schließlich knurrte er kurzatmig, ohne mir einen Sessel anzubieten:

«Tu dich kommod! Und jetzt keine Faxen — schieß los. Schwulitäten mit Geld oder Weiber g'schichten?»

Es war mir peinlich, im Stehen sprechen zu müssen, überdies empfand ich mich im scharfen Licht zu sehr seinem ungeduldrigen Blick ausgesetzt. So wehrte ich nur rasch ab, es handle sich keineswegs um eine Geldangelegenheit.

«Also Weiber g'schichten! Schon wieder! Daß ihr Kerle keine Ruh geben könnt! Als ob's nicht Weiber g'nug gäb, bei denen das verdammt einfach geht. Aber weiter jetzt, und ohne viel Faxereien — wo liegt der Hund begraben?»

Ich referierte mit möglichster Knappheit, daß ich mich heute mit der Tochter des Herrn von Kekesfalva verlobt und drei Stunden später die Tatsache einfach abgeleugnet hätte. Aber er möge keinesfalls glauben, daß ich nachträglich die Unehrenhaftigkeit meiner Handlungsweise zu beschönigen wünsche — im Gegenteil, ich sei nur gekommen, um ihm als meinem Vorgesetzten privat mitzuteilen, daß ich mir der Konsequenzen voll bewußt sei, die ich als Offizier aus meinem unkorrekten Verhalten zu ziehen hätte. Ich wüßte, was meine Pflicht sei, und würde sie erfüllen.

Bubencic glotzte mich ziemlich verständnislos an. «Was redst du für Unsinn? Unehrenhaftigkeit und Konsequenzen? Ja woher denn und wieso denn? Da ist doch gar nix dabei. Mit der Tochter von Kekesfalva, sagst, hast dich verlobt? Die hab ich einmal g'sehn — sonderbarer Gusto, das ist doch eine ganz verknackste, verwachsene Person. Na, und hast dir's halt nachher wieder überlegt. Da ist doch nix dabei. Das hat schon einmal einer getan und ist darum kein Lump geworden. Oder hast ...» Er trat näher. «Hast vielleicht ein Tschelmechtel mir ihr g'habt und ist jetzt was los? Dann freilich wär's eine schäbige Sach.»

Ich ärgerte mich und schämte mich. Mich verdroß die lockere, vielleicht beabsichtigt legere Art, mit der er alles mißverstand. So schlug ich die Hacken zusammen:

«Gestatten Herr Oberst, daß ich gehorsamst bemerke: ich habe diese grobe Unwahrheit, daß ich nicht verlobt sei, vor sieben Offizieren des Regiments am Stammtisch im Kaffeehaus gesagt. Aus Feigheit und Verlegenheit habe ich meine Kameraden angelogen. Morgen wird

der Leutnant Hawliczek den Apotheker stellen, der ihm die richtige Nachricht überbracht hat. Morgen wird die ganze Stadt bereits wissen, daß ich am Offizierstisch eine Unwahrheit gesagt und mich somit standeswidrig benommen habe.»

Jetzt startete er verblüfft auf. Sein schwerfälliges Denken hatte offenbar endlich eingesetzt. Sein Gesicht wurde allmählich dunkler.

«Wo war das, sagst?»
«An unserem Stammtisch, im Kaffeehaus.»
«Vor den Kameraden, sagst? Alle ham's g'hört?»
«Zu Befehl.»

«Und der Apotheker weiß, daß du's abg'stritten hast?»
«Er wird es morgen erfahren. Er und die ganze Stadt.»

Der Oberst zwirbelte und zerrie so heftig an seinem dicken Schnurrbart, als wollte er ihn ausreißen. Man sah, daß hinter seiner niederen Stirn etwas arbeitete. Aegerlich begann er auf und ab zu gehen, die Hände hinter dem Rücken gekreuzt, einmal, zweimal, fünfmal, zehnmal, zwanzigmal. Der Boden schütterte leise unter

der konnte über seinen nächsten Urlaub das Kreuz machen. Nach bäurischer Art feuchtete der Oberst den Bleistift zuerst zwischen den Lippen an, ehe er mit seinen dicken, breitnägigen Fingern Namen nach Namen untereinander kratzte.

«Sind das alle?» — «Ja.»
«Bestimmt alle?» — «Zu Befehl.»

«So.» Er stieß das Notizbuch in die Brusttasche zurück wie einen Säbel in die Scheide. Es war der gleiche klirrende Ton in diesem abschließenden «so.»

«So — das war einmal erledigt. Morgen b'stell ich sie mir her, alle sieben, einen nach dem andern, eh sie einen Fuß auf den Exerzierplatz setzen, und Gott gnad dem Kerl, der sich nachher noch zu erinnern getraut, was du g'sagt hast. Den Apotheker nehm ich mir nachher selber vor. Ich wer' ihm schon was aufbinden, verlaß dich drauf, ich wer' schon was finden. Vielleicht, daß du mich erst hast um Erlaubnis bitten wollen, eh du's offiziell machst oder ... oder, wart einmal» — er trat ruckhaft so nah an mich heran, daß ich seinen Atem spürte, und sah mir mit seinem stechenden Blick in die Augen — «sag aufrichtig, aber wirklich aufrichtig jetzt: hast vorher was 'trunken g'habt — ich mein, vorher, eh du den Blödsinn ang'stellt hast?»

Ich war beschämt. «Zu Befehl, Herr Oberst, ich habe allerdings, eh' ich hinausging, ein paar Kognak getrunken und draußen noch beim ... bei jenem Essen ziemlich reichlich ... Aber ...»

Ich erwartete einen zornigen Anpfiff. Statt dessen ging sein Gesicht plötzlich aufleuchtend ins Breite. Er patschte in die Hände und lachte laut, dröhnend, selbstzufrieden.

«Famos, famos, jetzt hab ich's! Damit kriegen wir den Karren aus dem Dreck. Klar wie Stiefelwichs! Ich erklär ihnen halt allen, du warst b'soffen wie ein Schwein und hast nicht g'wußt, was'd redst. Ehrenwort hast doch keins 'geben?»

«Nein, Herr Oberst.»
«Dann ist doch alles tulli. Warst halt b'soffen, sag ich ihnen. Ist schon einmal vorgekommen, sogar bei einem Erzherzog! Und dem Apotheker bind ich noch auf die Nasen, daß ich dich gründlich verknallt hab, weil du mit so einem Mordsrausch ins Kaffeehaus gestolpert bist. — So: Punkt eins wär erledigt.»

Die Erbitterung wuchs in mir, daß er mich so mißverstand. Mich ärgerte, daß dieser im Grunde gutmütige Hartschädel mir durchaus die Steigbügel hinhalten wollte; am Ende meinte er, ich hätte ihn aus Feigheit beim Aermel gepackt, um mich herauszuretten. Zum Teufel, warum wollte er das Erbärmliche partout nicht begreifen! So riß ich mich zusammen.

«Melde gehorsamst, Herr Oberst, für mich ist damit die Sache keineswegs aus der Welt geschafft. Ich weiß, was ich angestellt hab, und weiß, daß ich keinem anständigen Menschen mehr ins Gesicht schauen kann; als ein Lump will ich nicht weiterleben und ...»

«Halts Maul!» unterbrach er. «O pardon — laß einen doch ruhig nachdenken und schwätz mir nicht drein — ich weiß schon selber, was ich zu tun hab, und brauch von so einem Grünschnabel keine Belehrung. Glaubst, es geht einzig um dich? Nein, mein Lieber, das war nur das Erste, und jetzt kommt Punkt zwei und der heißt: morgen früh verschwindst, hier kann ich dich nicht brauchen. Ueber so eine Sach muß man Gras wachsen lassen, nicht einen Tag mehr darfst hier bleiben, sonst geht gleich das blöde G'frag und Geschwätz los, und das paßt mir nicht. Wer zu meinem Regiment g'hört, darf sich von keinem ausfragen und schief anschauen lassen. Das duld ich nicht ... Von morgen an bist transferiert zum Ersatzkader nach Czeslau ... ich schreib dir, selber den Befehl und geb dir einen Brief an den Oberstleutnant mit: was drin steht, geht dich nix an. Du hast nur zu verduften, und was ich tu, ist meine Sach. Heut nacht machst dich fertig mit deinem Burschen, und morgen schiebst so zeitig ab aus der Kasern, daß'd keinen einzigen siehst von der ganzen Gesellschaft. Mittags beim Rapport wird einfach verlesen, daß du abkommandiert bist in dringlichem Auftrag, damit keiner was spannt. Wie du das andre nachher mit dem Alten ausmachst und mit dem Mädlel, geht mich nix an. Deinen Dreck koch dir g'fälligst selber aus — mich kümmert's nur, daß kein G'stank und kein G'schwätz davon in die Kasernen kommt ... Also abgemacht — halb sechs hier oben morgen früh, fix und fertig, ich geb dir den Brief und dann vorwärts! Verstanden?»

(Fortsetzung folgt)

Opfernächte

EMMY TRABER-GRIEDER

Und abermals ein Tag verdämmert —
Zünd, Liebster, rasch ein Opferfeuer an!
War's nicht, als ob ein Kindlein wimmert?
Die Welt verbrennt in haßgetränktem Wahn . . .

Die Nacht wird heut empfindlich kälter —
Schau, Liebster, wie der Rauch gen Himmel steigt!
Das Los von Tausenden wird nachts noch härter —
Ob sich noch nirgends Gottes Antlitz zeigt?

Nun war's, als ob ein Irrer lachte;
Sag, Liebster, wird es nicht bald Morgen sein?
Ich fürchte solche Opfernächte — — —
Wann wird es endlich, endlich Frieden sein?

diesem harten Trott, dazwischen klingelten leise die Sporen. Schließlich machte er wieder vor mir halt.

«Na, und was willst tun, sagst?»
«Es gibt nur einen Ausweg; Herr Oberst wissen das selbst. Ich bin nur gekommen, um mich vom Herrn Obersten zu verabschieden und gehorsamst zu bitten, Sorge zu tragen, daß nachher alles still und mit möglichst wenig Aufsehen erledigt wird. Es soll durch mich keine Schande auf das Regiment fallen.»

«Unsinn», murmelte er. «Unsinn! Wegen so was! Ein fescher, g'sunder, anständiger Mensch wie du, wegen so einem Krüppel'spiel! Aber das mit die Kameraden und dann, daß dieser blöde Lauser von Apotheker davon weiß, das ist natürlich eine dreckige G'schicht.»

Er begann wieder auf und ab zu schreiten, heftiger noch als vorher. Das Denken schien ihn anzustrengen. Jedesmal, wenn er in seinem Auf und Ab wiederkehrte, war sein Gesicht um einen Ton röter geschattet, wie dicke schwarze Wurzeln wuchsen die Ädern aus den Schläfen. Endlich blieb er entschlossen stehn.

«Also, paß auf. So was muß rasch gedeichselt werden — redt sich's einmal herum, dann kann man wirklich nix mehr machen. Fürs erste einmal — wer von den Unsrigen war dabei?»

Ich nannte die Namen. Bubencic zog aus der Brusttasche sein Notizbuch — das kleine, berüchtigte, rotlederne Notizbuch, das er jedesmal wie eine Waffe zückte, sobald er einen vom Regiment bei etwas Ungehörigem erwischte. Wer da einmal eingeschrieben stand,